

LIZ MURRAY | Als der Tag begann

### *Das Buch*

Liz Murray wächst in den 1980-er Jahren in der Bronx auf. Die Eltern sind in der New Yorker Partyszene unterwegs und schon bald drogenabhängig. Die Familie lebt von Sozialhilfe, und obwohl Liz und ihre Schwester Lisa nur am Monatsanfang richtig satt werden, erleben sie nicht nur Elend und Leid. Im Gegenteil, auf ganz eigene Art lieben die Eltern ihre Töchter, versuchen ihnen ein Zuhause zu geben. Doch die Familie zerbricht, als sich die Mutter mit HIV infiziert. Mit fünfzehn zieht Liz mit anderen Kindern durch die Straßen, statt in die Schule zu gehen. Erst als ihre Mutter stirbt, kommt für Liz der Wendepunkt. Mit großer Willenskraft und einem Durchhaltevermögen, das sie selbst erstaunt, schafft sie mit neunzehn ihren Highschool-Abschluss und macht ihren Weg bis an die Eliteuniversität Harvard.

»Berührend und humorvoll.« *Jolie*

LIZ MURRAY

# Als der Tag begann

Aus dem Amerikanischen von Frauke Brodd

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Breaking Night* bei Hyperion, an imprint of Buena Vista Books, Inc., New York

Die Namen und besonderen Merkmale einiger Personen und örtlichen Gegebenheiten im Buch wurden zum Schutz der Privatsphäre verändert.

Foto S. 10: Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 09/2012

Copyright © 2010 by Liz Murray

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011

sowie dieser Ausgabe © 2012 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Eva Philippon

Umschlaggestaltung | Eisele Grafik-Design, München

unter Verwendung eines Fotos von © Andreas Kuehn/gettyimages

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-453-35663-4

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

Dieses Buch ist drei Menschen gewidmet, durch deren Liebe es wahr wurde.

EDWIN FERMIN, für die Jahre, die hinter uns liegen, für die Jahre, die vor uns liegen, Seite an Seite. Danke, dass du dich um meinen Vater gekümmert hast, als wir dich brauchten. Danke, dass du deine Träume mit mir teilst und meine Familie bist. Danke, dass du da bist, egal, was passiert. Wenn ich das Gute in meinem Leben betrachte, sehe ich dich überall darin.

ARTHUR FLICK, für die Angelausflüge, die Motorradtouren, das Campen und jedes einzelne unserer Abenteuer, die ich immer in Ehren halten werde. Danke, dass du mein Schutzengel und der Kompass meines Herzens bist. Du hattest recht, Arthur, man kann sich seine Familie aussuchen.

ROBIN DIANE LYNN – einer vertrauensvollen, starken und großzügigen Frau. Robin, du bist eine reine Seele und der Inbegriff an Zuwendung. Diese Welt war schöner durch dich. Und deinetwegen ist sie das für viele von uns immer noch. Danke, dass du mir gezeigt hast, wie es sich anfühlt, Verpflichtungen einzuhalten, komme, was da wolle.



»Lass nicht zu, dass die Dinge, die du nicht kannst,  
die Dinge beeinträchtigen, die du kannst.«

JOHN WOODEN, Motivationstrainer

»Wer singen will, findet immer ein Lied.«

Schwedisches Sprichwort





## Prolog

Von meiner Mutter besitze ich nur noch ein einziges Foto. Es ist schwarz-weiß, zehn mal achtzehn Zentimeter groß und an verschiedenen Stellen zerknittert. Sie sitzt darauf leicht nach vorn gebeugt, die Ellbogen berühren ihre Knie, die Arme tragen das gesamte Gewicht des Rückens. Ich weiß nur sehr wenig über ihr Leben zum Zeitpunkt dieses Fotos, und mein einziger Anhaltspunkt steht mit orangefarbenem Leuchtstift auf der Rückseite: *Ich vor Mike's auf der 6th Street, Greenwich Village, 1971*. Rechne ich zurück, dann weiß ich, dass sie siebzehn Jahre alt war, als es aufgenommen wurde, ein Jahr älter als ich im Augenblick. Ich weiß auch, dass die 6th Street in Greenwich Village liegt, habe aber keine Ahnung, wer Mike ist.

Das Foto verrät mir, dass sie als Teenager sehr ernst aussah. Gedankenverloren presst sie die Lippen zusammen, was wie eine Grimasse für die Kamera wirkt. Ihre Haare, wunderschöne Locken in Form aufsteigender schwarzer Rauchfahnen, umrahmen ihr Gesicht. Und ihre Augen, der schönste Teil an ihr, wie ich finde, glänzen auf der Schwarz-Weiß-Aufnahme wie zwei dunkle Murmeln, für immer eingefroren in ihren Bewegungen.

Ich habe jeden ihrer Gesichtszüge eingehend studiert und meiner Erinnerung auf dem Weg zum Spiegel anvertraut, vor dem ich

dann mein eigenes gewelltes Haar öffne. Ich stehe da und zeichne in meinem Gesicht mit der Fingerspitze Ähnlichkeiten des Verlaufs jeder einzelnen Linie nach, beginnend mit den Augen. Sie sind gleich klein und gleich rund, doch statt den braunen Augen meiner Mutter habe ich die tiefgrünen meiner Großmutter geerbt. Als Nächstes vermesse ich die Form unserer Lippen, die schmal sind, geschwungen und völlig identisch. Doch auch wenn wir uns in einigen Punkten ähneln, weiß ich genau, dass ich nicht so hübsch bin wie sie damals.



*Ma, 6th Street, Greenwich Village, 1971*

In all den Jahren ohne eine feste Bleibe, hinter verschlossenen Badezimmertüren in Wohnungen verschiedenster Freunde, habe ich dieses Spiel im Spiegel heimlich die ganze Nacht lang gespielt. Meine Freunde, von ihren Eltern ins Bett gesteckt, schlafen, während von den anmutigen Bewegungen meiner Mutter erfüllte Bilder in meinem Kopf herumtanzen. So verbringe ich diese Stunden vor

ihren Badezimmerspiegeln, meine nackten Füße kalt von den Fußbodenfliesen, die Handflächen auf den Rand des Waschbeckens gepresst, um mein Gewicht aufzufangen.

Ich fantasiiere dort, bis die ersten blauen Spuren der Morgendämmerung mühsam durch das Milchglas des Badezimmers eindringen und Vögel mit ihrem Morgengezwitscher auf sich aufmerksam machen. Bin ich bei Jamie, ist das genau der Moment, schnell wieder auf die Couch zu schlüpfen, bevor der Wecker ihrer Mutter klingelt und sie ins Badezimmer schickt. Bin ich bei Bobby, verrät mir das mahlende Geräusch des Müllautos, dass es an der Zeit ist, zurück auf das Klappbett zu huschen.

Ich bewege mich still und leise in den zum Leben erwachenden Wohnungen zu meinem Rastplatz vorwärts. Und ich mache es mir in meinen Unterkünften nie allzu gemütlich, weil ich mir nicht sicher bin, ob ich morgen am selben Ort schlafen werde.

Liege ich dann auf dem Rücken, führe ich meine Fingerspitzen im Dunkeln über mein Gesicht und vergegenwärtige mir meine Mutter. Die Symmetrie unserer Leben steht mir in letzter Zeit immer deutlicher vor Augen. Sie war auch mit sechzehn obdachlos. Ma hat ebenfalls die Schule abgebrochen. Genau wie ich entschied sie sich jeden Tag neu für Hausflur oder Parkanlage, U-Bahn oder Hausdach. Die Bronx, das bedeutete auch für Ma Umherirren auf gefährlichen Straßen, durch Viertel mit von Fahndungsbildern der Polizei beklebten Laternenpfosten, und die ganze lange Nacht Sirenengeheul.

Ich frage mich, ob Ma, genau wie ich, jeden Tag Angst davor hatte, wie es mit ihr weitergeht. Ich habe seit Kurzem nur noch Angst. Ich überlege, wo ich morgen schlafen werde – in der Wohnung eines anderen Freundes, im Zug oder in irgendeinem Treppenhaus?

Beim Führen meiner Fingerspitzen über die Stirn und dann hinunter zu den Lippen sehe ich mich nach dem warmen Körper meiner Mutter, die mich wieder in den Arm nimmt. Bei diesem Gedanken schießen mir Tränen in die Augen. Ich drehe mich auf

die Seite, wische die Tränen weg und hülle mich in meine geliebte Decke.

Ich verbanne das Gefühl aus meinem Kopf, sie zu brauchen. Ich verbanne es weit hinter diese mit Bildern von Bobbys Familie geschmückten Wände, weit hinter die betrunkenen Latinos, die draußen auf der Fordham Road auf Holzsteigen sitzen und Gewinner im Domino hart anpacken, weit weg von den orangefarbenen Blinklichtern der Bodegas, weg über die Dächer dieses Viertels in der Bronx. Ich bezwinde meine Gedanken so lange, bis die Einzelheiten ihres Gesichts verwischen. Ich muss sie verbannen, wenn ich wenigstens ein bisschen Schlaf finden will. Und ich brauche den Schlaf – es sind nur noch ein paar Stunden, bis ich wieder draußen auf der Straße bin, ohne Bleibe, ohne Ziel.

## University Avenue

Zum ersten Mal hörte Daddy von mir hinter Glas bei einem ihrer regelmäßigen Besuche im Gefängnis, als Ma mit Tränen in den Augen ihr Hemd anhob und zur Untermauerung ihren schwangeren Bauch entblößte. Meine Schwester Lisa, gerade mal etwas über ein Jahr alt, saß seitlich auf Mas Schoß.

Später, wenn Ma über diese Phase ihres Lebens nachdachte, würde sie das Ganze folgendermaßen erklären: »So war das nicht geplant, mein Schatz. Daddy und ich haben das nun wirklich nicht mit Absicht getan.«

Obwohl sie sich seit ihrem dreizehnten Lebensjahr allein durchschlug und Drogenprobleme hatte, bestand Ma darauf, zu betonen: »Daddy und ich haben uns den Arsch aufgerissen. Irgendwann würden wir genau wie die anderen sein, so habe ich es mir vorgestellt. Daddy würde eine richtige Anstellung finden und ich als Stenografin am Gericht arbeiten. Ich hatte Träume.«

Ma kokste. Sie schoss sich aufgelösten weißen Staub in ihre Venen, der dann ähnlich wie ein Blitz durch ihren Körper fuhr, sie anfeuerte, ihr das Gefühl, wie flüchtig auch immer, von etwas gab, das sich vorwärts entwickelte, tagein, tagaus.

»Auftrieb«, nannte sie es.

Sie begann als Teenager mit den Drogen; ihr eigenes Zuhause war ein Hort von Wut, Gewalt und Missbrauch.

»Grandma war einfach verrückt, Lizzy. Pop kam meistens betrunken nach Hause und verprügelte uns, egal womit – Verlängerungskabel, Stöcke, völlig egal. Sie verzog sich dann zum Putzen in die Küche und summte dabei vor sich hin, als wäre das alles ganz normal. Und führte sich dann fünf Minuten später wie diese bescheuerte Mary Poppins auf, kaum dass wir blau und grün geschlagen waren.«

Als ältestes von vier Kindern sprach Ma oft von ihren Schuldgefühlen, weil sie schließlich den Missbrauch – und ihre Geschwister – hinter sich ließ. Mit gerade mal dreizehn Jahren ging sie auf die Straße.

»Ich konnte dort nicht länger bleiben, nicht einmal für Lori oder Johnny. Wenigstens hatten sie Mitleid mit Jimmy und gaben ihn weg. Scheiße, ich musste da einfach abhauen. Unter einer *Brücke* war es besser und *sicherer* als zu Hause.«

Ich musste wissen, was Ma unter Brücken gemacht hat.

»Tja, Schätzchen, keine Ahnung, meine Freunde und ich gingen einfach rum und redeten ... über das Leben. Über unsere beschissenen Eltern. Darüber, wie wir so viel besser dran waren. Wir redeten ... und ich nehme mal an, dass wir high wurden, und danach spielte es keine Rolle mehr, wo wir waren.«

Ma fing klein an, sie rauchte Marihuana und schnüffelte Klebstoff. Während ihrer Teenagerzeit, in der sie zwischen den Sofas von Freunden hin- und herzog und sich durch Jugendprostitution und komische Jobs wie Fahrradkurier Geld verdiente, stieg sie auf Speed und Heroin um.

»Im Village war echt was los, Lizzy. Ich hatte diese klobigen, hohen Lederstiefel. Und es war mir total egal, klapperdünn zu sein, ich trug Shorts und ein Cape, das mir den ganzen Rücken hinunterhing. Ja, ganz genau, ein Cape. Ich war richtig cool. *Voll dabei, Mann*. So redeten wir damals. Schätzchen, du hättest mich damals erleben sollen.«

Als Ma Daddy traf, war Kokain ein angesagter Siebzigerjahre-trend im Einklang mit Hühfhosen, Koteletten und Discomusik. Ma beschrieb Daddy zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens als »geheimnisvoll, gut aussehend und verdammt klug«.

»Er kapierte einfach alles, weißt du? Die meisten der Jungs, mit denen ich abhing, konnten ihr Hirn nicht von ihrem Hintern unterscheiden, aber dein Vater hatte einfach total was auf dem Kasten. Ich finde, man könnte sagen, er war *schlau*.«

Daddy kam aus einer irisch-katholischen Mittelstandsfamilie aus den Vororten. Sein Vater fuhr als Kapitän auf einem Frachtschiff und war ein starker Trinker. Seine Mutter war eine hart arbeitende und eigensinnige Frau, die sich weigerte, das, was sie als »Dummheiten« der Männer bezeichnete, einfach so hinzunehmen.

»Alles, was du über deinen Großvater wissen musst, Lizzy, ist, dass er ein gemeiner, gewalttätiger Trunkenbold war, der andere gern herumschubste«, erzählte Daddy mir mal, »und deine Großmutter ließ sich das nicht gefallen. Ihr war es völlig egal, wie unangebracht Scheidungen damals waren, sie setzte ihre eigene durch.« Zu Daddys Leidwesen verließ ihn sein Vater, als die Ehe seiner Eltern beendet war, und kam niemals wieder zurück.

»Er war ganz schön schwierig, Lizzy. Wahrscheinlich war es besser, dass er nicht mehr da war, wir hatten es nicht leicht, und er hätte alles noch viel schwieriger gemacht.«

Die Leute, die Daddy als Heranwachsenden gekannt haben, beschreiben ihn als einsames Kind und »verletzte Seele«; er sei niemals über das Im-Stich-Lassen des Vaters und seinen daraus resultierenden Status als »Schlüsselkind« hinweggekommen. Seine Mutter nahm einen anstrengenden Job an, um über die Runden zu kommen, und sie arbeitete viel und lange, sodass Daddy über Stunden mehr oder weniger allein war und in der Zeit nach Ablenkung suchte, nach irgendjemandem oder irgendetwas Ausschau hielt, dem er sich zugehörig fühlte. Abends war er allein oder bei Freunden, wo er zu einem festen Bestandteil ihrer Fami-

lien wurde. Bei sich zu Hause lebten er und Grandma sich immer weiter auseinander, und ihr Umgang miteinander war ernst und ohne viele Worte.

»Deine Großmutter war nicht besonders redselig«, sagte er mir eines Tages, »das war das Irisch-Katholische an ihr. Wenn du in unserer Familie einen Satz mit ›Ich bin‹ oder ›Mir ist‹ begonnen hast, kam danach besser gleich ›hungrig‹ oder ›kalt‹. Denn man redete nicht über sich, so war's einfach.«

Alles, was Grandma an Warmherzigkeit fehlte, machte sie durch ihre unermüdliche Aufopferung wett, die Zukunft ihres Sohnes abzusichern. Entschlossen, Daddy nicht unter der Abwesenheit seines Vaters leiden zu lassen, nahm Grandma sich vor, ihm die beste Ausbildung zukommen zu lassen, die sie sich leisten konnte. Sie arbeitete in zwei Firmen als Buchhalterin, um ihr einziges Kind auf die besten katholischen Schulen auf Long Island schicken zu können.

Auf der *Chaminade High School*, einer Schule mit dem Ruf, streng und elitär zu sein, teilte Daddy die Schulbank und das soziale Leben einer so wohlhabenden Clique, in der alle reicher waren, als er es sich je hätte vorstellen können. Die meisten seiner Klassenkameraden wurden an ihrem sechzehnten Geburtstag mit schnellen Autos beschenkt, wohingegen Daddy zwei verschiedene Busse nahm und seine Mutter darum betete, dass die monatliche Schulgebühr nicht vor dem Eingang ihrer Lohnschecks abgebucht wurde.

Die Ironie an der Sache war, dass diese Oberschicht-Privatschulen-Kulisse, so sehr sie dazu dienen sollte, Daddy in die Ausgangsposition für ein erfolgreiches Leben zu bringen, meinen Vater für immer gegen sich selbst aufbrachte: In diesem Umfeld wurde er sowohl zum Intellektuellen als auch zum Drogenkonsumenten.

In seiner späten Jugend las Daddy die großen amerikanischen Klassiker. Er verbrachte die Ferien in den Strandvillen seiner Mitschüler und ignorierte die nicht enden wollenden Anrufe seiner



Mutter. Und als Zeitvertreib schmiss er unter der unüberdachten Tribüne des Fußballplatzes der Schule ein paar Amphetamine ein.

Obwohl er immer eine schnelle Auffassungsgabe gehabt hatte und viel von seiner gründlichen Erziehung hängen geblieben war, behinderten die Drogen seine Konzentrationsfähigkeit, und deshalb erledigte er seine Hausaufgaben schlampig und döste während des Unterrichts. Im letzten Schuljahr bewarb sich Daddy an einem College mitten im Herzen von New York City und wurde angenommen. Als die Abschlussprüfung anstand, bekam er das Zeugnis mit Ach und Krach.

Manhattan sollte sein richtiger Start ins Leben sein und das College sein Sprungbrett. Aber es dauerte nicht lang, und seine Highschool-Kulisse baute sich erneut um ihn herum auf. Nur war er diesmal älter und wohnte nicht in den Vororten von Baldwin, New York, sondern lebte mittendrin. Innerhalb weniger Jahre setzte Daddy seine Fähigkeiten schließlich mehr und mehr für den Drogenhandel als für sein Studium ein. Langsam stieg er in die Führungsetage einer kleinen Clique von Rauschgifthändlern auf. Als das Gruppenmitglied mit der besten Bildung bekam er den Spitznamen »Professor« verpasst und wurde als Anführer respektiert. Er war derjenige, der die Strategien für ihre Verkaufsprojekte aufzeichnete.

Daddy verließ das College nach zwei Jahren Psychologiestudium, in denen er auch Erfahrungen als Sozialarbeiter gesammelt hatte, mit einem Einkommen, das leicht über dem Mindestlohn lag. Aber das Aufrechterhalten von zwei völlig voneinander getrennten Leben – der seriöse Versuch, »ehrlich« zu leben, gegenüber einem Leben in Saus und Braus – war zu anstrengend. Das einträgliche Drogengeschäft übte eine zu starke Anziehungskraft aus: Es übertrumpfte einfach alles, was ein Durchschnittsleben zu bieten hatte. Also mietete er eine Wohnung im East Village an und arbeitete ganztags im Rauschgifthandel, umgeben von komischen Typen aus Lower Manhattan mit Vorstrafenregister und Bandenzugehörigkeit – seiner »Crew«. Es ergab sich, dass Ma dort auf-

tauchte, genau um diesen Zeitpunkt herum, und sich in derselben unkonventionellen Clique einfach treiben ließ.

Jahre später begegneten sie sich im Loft eines Freundes. Speed und Kokain wurden so beiläufig wie Softdrinks verteilt, und alle tanzten im Licht sanft schimmernder Lavalampen zu Discomusik die Nacht durch, umwabert vom Duft der Räucherstäbchen. Sie hatten sich schon vorher ein paarmal getroffen, als er Ma Speed oder Heroin verkaufte. Gewöhnt an ihr Leben auf der Straße, war Mas erster Eindruck von Daddy wie eine Art Begegnung mit einem Filmstar.

»Du hättest mal sehen müssen, wie dein Vater die Aufmerksamkeit auf sich zog«, erzählte sie mir. »Er hatte alle im Griff, forderte reihum Respekt ein.« Als sie zusammenkamen, war Ma zweiundzwanzig und Daddy vierunddreißig Jahre alt. Ma folgte dem Modetrend der Siebziger, mit Blumenkinderbluse und nahezu unsichtbaren Hotpants. Daddy beschrieb sie als vergnügt und ausgelassen mit langem, gewelltem schwarzen Haar und strahlenden, durchdringenden bernsteinfarbenen Augen. Daddy sagte, er habe sie nur einmal angesehen und sich in ihre Unschuld verliebt. Aber eben auch in ihre Entschlossenheit und Stärke. »Sie war unberechenbar«, sagt er. »Man wusste nie, ob sie verschlagen oder total naiv war. Bei ihr war beides möglich.«

Sie verstanden sich auf Anhieb prächtig und benahmen sich in vielerlei Hinsicht wie jedes frisch verliebte Pärchen: leidenschaftlich und erpicht darauf, zusammen zu sein. Aber statt ins Kino oder ins Restaurant zu gehen, war der nächste Schuss ihre Gemeinsamkeit. Sie dröhnten sich zu, um Vertrautheit zu finden. Langsam vernachlässigten Ma und Daddy ihre Clique, um Zeit füreinander zu haben; sie spazierten durch Manhattans Straßen, hielten Händchen und brachten sich gegenseitig in Stimmung. Sie nahmen Briefchen mit Kokain und Bierflaschen in den Central Park mit, wo sie sich dann auf einem Hügel niederließen, um sich im Mondlicht Arm in Arm auszustrecken und high zu werden.

Wenn das Leben meinen Eltern unterschiedliche Perspektiven geboten hatte, bevor sie sich trafen, so dauerte es nicht lange, bis ihre Wege vollkommen parallel verliefen. Der verfrühte Start unserer Familie glich sie einander an, als sie Anfang 1977 zusammenzogen. Lisa, meine ältere Schwester, wurde im Februar 1978 geboren, als Ma dreiundzwanzig war.

In Lisas Kindheit zogen meine Eltern eine von Daddys einträglichen Drogenbetrügereien durch. Das Szenario beinhaltete das Vortäuschen einer fiktiven Arztpraxis, um dadurch den Erwerb von Schmerzmitteln auf Rezept zu ermöglichen, von denen Daddy sagte, sie seien »stark genug, um ein Pferd bewusstlos zu machen«. Üblicherweise bei Krebspatienten im Sterbehospiz eingesetzt, hatte nur eine einzige dieser winzigen Pillen einen Straßenwert von fünfzehn Dollar. Allein für seine Studenten Klientel vom College pflegte Daddy gefälschte Rezepte für den Umschlag von Hunderten dieser Pillen pro Woche auszustellen, mit denen Ma und Daddy sich ein Einkommen von Tausenden von Dollar im Monat verschafften.

Daddy mühte sich unglaublich ab, um ein Auffliegen zu verhindern. Geduld und Detailbesessenheit würden ihn seiner Überzeugung nach vor dem Gefängnis bewahren. »Man muss es *richtig* angehen«, sagte er. Akribisch benutzte Daddy das Telefonbuch und Stadtpläne aller fünf Bezirke New York Citys, um sorgsam einen Plan der Apotheken aufzustellen, die sie systematisch Woche für Woche ansteuern würden. Der bei Weitem riskanteste Teil des ganzen Betrugs bestand tatsächlich im Betreten der Apotheke zum Einlösen eines Rezepts, ein Schritt, der durch die gesetzliche Verpflichtung des Apothekers, die Ärzte anzurufen und alle »Verschreibungen« für derartig starke Schmerzmittel zu überprüfen, noch riskanter wurde.

Daddy dachte sich einen Weg aus, die Anrufe der Apotheker abzufangen. Damals überprüften die Telefongesellschaften die Anmelde Daten von Ärzten noch nicht, also beantragte und kündigte Daddy häufig neue Telefonnummern mit Namen von An-

tragstellern, die er entweder aus der Luft griff, oder er ließ sich von früheren Professoren inspirieren, Dr. Newman, Dr. Cohen, Dr. Glasser. Die Apotheker erreichten tatsächlich jemanden am anderen Ende der Leitung, sie wurden sogar von einer Sekretärin durchgestellt. In Wahrheit waren es nur Ma und Daddy in Teamarbeit. Ihre Arbeitstage waren lang, und sie benutzten wochenweise angemietete Zimmer in Absteigen über ganz New York City verteilt, während Freunde auf Lisa aufpassten, die zu diesem Zeitpunkt erst ein paar Monate alt war.

Die Rezepte erstellte Daddy mithilfe seiner Crew. Er beteiligte Freunde in einer Druckerei an seinem Profit im Austausch für die konstante Versorgung mit individuell angefertigten Stempeln mit den Namen der falschen Ärzte und der Versorgung mit echt aussehenden Rezeptblöcken. Mithilfe seiner Verbindungen und des Preises von fünfundzwanzig Dollar pro Block verwandelte Daddy leere Rezepte zu Gold, eine wahre Gelddruckmaschine, Stempel für Stempel. Durch seine Planung, sagte Daddy, war sein Szenario »wasserdicht« und hätte auch weiterhin funktioniert, wäre da nicht Mas kleines Missgeschick gewesen.

Er übernahm jedoch die Verantwortung für zumindest die Hälfte der begangenen Fehler und gab zu: »Wir hätten niemals etwas aus unseren eigenen Vorräten für uns nehmen dürfen, das war ein echter Anfängerfehler. Wenn du süchtig bist nach deinem eigenen Geheimvorrat, kommst du in Bedrängnis.«

Aber es ließ sich einfach nicht genau sagen, ob es Mas Abhängigkeit war, die sie so in Bedrängnis geraten ließ, dass sie die offensichtliche rote Flagge ignorierte, oder ob es einfach an der für Ma typischen Ungeduld lag. Daddy hatte Ma sorgfältig vor den Anzeichen gewarnt, die verrietten, dass ein Apotheker dir auf die Schliche gekommen war: »Wenn du nur einen Tag zuvor ein Rezept für hochverdächtige Schmerzmittel vorgelegt hast, dann gibt es ganz sicher nur einen einzigen Grund, warum ein Apotheker dich bittet, noch zwanzig Minuten länger zu warten – er hat die Polizei gerufen, und du solltest dich so schnell wie möglich aus dem

Staub machen.« Daddy hatte Ma vor dieser Situation gewarnt und es ihr genau erklärt.

Aber am Tag ihrer Verhaftung würde Ma, die bekannt war für ihre Kompromisslosigkeit und Unnachgiebigkeit, wenn sie etwas wollte, lediglich erklären: »Ich konnte einfach nicht anders, ich musste noch mal da aufkreuzen, Lizzy. Es bestand die Chance, dass er mir die Pillen geben würde, weißt du? Ich musste es zumindest versuchen.« Sie bekam am helllichten Tag Handschellen angelegt und wurde kurzerhand von einem Polizisten, der in der (berechtigten) Hoffnung auf den Anruf reagiert hatte, er würde die Kriminellen fangen, die für das Abzocken unzähliger Apotheken in allen fünf Bezirken verantwortlich waren, in ein bereitstehendes Polizeiauto gesetzt. Ohne es zu wissen, war Ma zu diesem Zeitpunkt bereits schwanger mit mir.

Seit über einem Jahr hatten die FBI-Polizisten Beweise gesammelt, darunter belastende Dokumente und Filmmaterial aus Sicherheitskameras, die Ma und Daddy unleugbar mit nahezu jeder betroffenen Apotheke in Verbindung brachten. Und als ob das nicht schon genug gewesen wäre, fanden die Polizisten, als sie die Tür eintraten, um Daddy zu verhaften, beutelweise Kokain und Dutzende von Pillen auf dem Tisch ihres Apartments im East Village verteilt, des Weiteren Luxusgegenstände wie einen Schrank voller Nerzmäntel, Dutzende Paar Lederschuhe, Ledermäntel, Goldschmuck, mehrere Tausend Dollar in bar und sogar einen Glasbehälter, in dem sich ein gigantischer Burmesischer Python befand.

Daddy, der die Mehrheit ihrer illegalen Aktivitäten inszeniert und ausgeführt hatte, wurde wegen einer Vielzahl von Betrügereien angeklagt, darunter auch das Verkörpern eines Arztes. Bei seiner Verhandlung karrte der Staatsanwalt – als dramatische Effekthascherei – einen bis zum Rand mit gefälschten Rezepten gefüllten Einkaufswagen ins Gericht, auf denen sich Daddys Handschrift und betrügerische Stempel befanden. »Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen, Mr Finnerty?«, fragte der Richter.

»Nein, Euer Ehren«, antwortete er, »ich denke, das hier spricht für sich.«

Bei alledem verloren sie fast das Sorgerecht für Lisa, aber Ma hielt die strenge Anwesenheitspflicht in einem Programm für Elternerziehung durch, das zwischen ihrer Verhaftung und ihrer möglichen Verurteilung stattfand. Diese Tatsache, in Kombination mit einem hochschwangeren Bauch am Tag ihrer Verhandlung vor Gericht, sorgte für ein gerade ausreichendes Maß an Milde, damit sie freigesprochen wurde.

Daddy hatte weniger Glück. Er wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt und am Tag von Ronald Reagans Wahl zum Präsidenten in das Passaic County Jail in Paterson, New Jersey, verlegt.

Am Tag ihrer Verhandlung trug Ma zwei Stangen Zigaretten und eine Rolle Vierteldollarmünzen bei sich, weil sie sich ihrer Verurteilung so sicher war. Aber im Moment der Entscheidung – die jeden in diesem Gericht überraschte, sogar Mas eigenen Anwalt – bedachte der Richter sie mit einem mitleidsvollen Blick, um dann eine Bewährungsstrafe zu verkünden und den nächsten Fall aufzurufen.

Die Kautions, eintausend Dollar – der allerletzte Rest der Einkünfte meiner Eltern aus ihren Glanzzeiten –, wurde ihr als Scheck auf dem Weg nach draußen überreicht.

Mit diesem Scheck in der Hand sah Ma die Chance eines Neustarts vor sich und nutzte sie. Die Kautions ging für Eimer mit frischer Farbe, dichte Vorhänge und einheitlichen Teppichboden in unserer Dreizimmerwohnung in der Bronx auf der University Avenue drauf, einer Gegend, die bald zu einer der kriminellsten von ganz New York City werden sollte.

Ich wurde zum Herbstbeginn geboren, am Ende einer langen Hitzewelle, die die Kinder in der Nachbarschaft dazu bewegt hatte, die Hydranten aufzubrechen, und Ma dazu brachte, sirrende Ventilatoren in jedes Fenster zu stellen. Am Nachmittag des 23. Septembers 1980 erhielt Daddy – in Haft und Erwartung seiner Verurteilung – einen Anruf von Charlotte, der Mutter meiner Mutter. Sie

teilte ihm mit, dass seine Tochter mit Drogen im Körper, aber ohne Geburtsschäden zur Welt gekommen sei. Ma hatte während keiner ihrer Schwangerschaften aufgepasst, aber sowohl Lisa als auch ich hatten Glück. Ich pinkelte die Krankenschwester von oben bis unten an und wurde mit einem Gewicht von 4337 Gramm für gesund erklärt.

»Sie sieht aus wie du, Peter. Genau dein Gesicht.«

Später in seiner Zelle wählte Daddy den Namen Elizabeth für mich aus. Weil Daddy und Ma nie offiziell verheiratet waren und Daddy nicht da war, um die Vaterschaft anzuerkennen, erhielt ich Mas Nachnamen, Murray.

Zu Hause erwartete mich eine neue Wiege in meinem frisch gestalteten Kinderzimmer. Ma kam nie über den Gesichtsausdruck ihrer Bewährungshelferin hinweg, die zu einem Kontrollbesuch vorbeikam. Lisa und ich trugen brandneue Kleidchen, die Wohnung war blitzsauber und der Kühlschrank vollgestopft mit Lebensmitteln. Ma strahlte vor Stolz und erhielt eine glänzende Beurteilung. Sie erhielt von da an regelmäßige Zahlungen vom Sozialamt, um uns zu versorgen, und so legten wir ganz von vorn los, als Familie.

Die nächsten paar Jahre verliefen geregelt zwischen Mas Besuchen bei Daddy und ihren Anstrengungen, sich Unterstützung in ihrer Rolle als frisch besonnene alleinerziehende Mutter zu verschaffen. Ab und zu, am Seiteneingang der Tolentine Church, verteilte eine Nonne an Ma umsonst Scheibenkäse und riesige Tuben salzfreier Erdnussbutter, dazu ungeschnittene Brotlaibe in langen braunen Papiertüten. Die Arme voller Lebensmittel, blieb Ma still vor der Schwester stehen, während sie uns drei mit dem Kreuzzeichen segnete. Erst danach war es uns gestattet zu gehen, und Lisa half dann, meinen Kinderwagen zu schieben.

Aus diesen Vorräten, zusammen mit Rosinentüten und Weizenmehl, bestanden unsere Frühstücke und Snacks. Im Met-Food-Supermarkt gab es Hotdogs aus Schweinefleisch zu neunundneunzig Cents die Achterpackung. Zum Abendessen gab's diese in

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Liz Murray**Als der Tag begann**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35663-4

Diana

Erscheinungstermin: August 2012

Oft traurig und doch voller Witz und Lebensmut — eine wahre Geschichte vom Erwachsenwerden und Überleben

Schon als kleines Kind weiß Liz Murray, was es heißt, am Existenzminimum zu leben. Armut und Hunger bestimmen den Alltag ihrer Familie. Doch obwohl die Hippie-Eltern drogenabhängig sind, erleben Liz und ihre Schwester Lisa auch Momente der Geborgenheit. Das Glück ist allerdings nur von kurzer Dauer. Mit fünfzehn ist Liz obdachlos und geht nicht mehr zur Schule. Erst als ihre Mutter an Aids stirbt, wird Liz klar, dass sie so nicht enden will.